Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 29. Bromberg, den 7. Februar. 1934

Die Masken der Gisa Gisbert.

Roman von Walter Erbse.

Urheberrechtsschutz durch Verlagsanstalt Manz, Regensburg. (Nachdruck verboten.)

1.

Gisa Gisbert wagte nicht aufzublicken. Sie fühlte, wie die dunklen, unheimlichen Augen sie anstarrten. Unter den hundert Blicken, die auf sie gerichtet waren, fühlte sie das Zwingende dieser Augen. Sie wehrte sich dagegen. Mit einem Ruck warf sie den Kopf zurück. Sie sah ein mokantes Lächeln in dem blassen, blasierten Gesicht des Mannes. Die schlanke, weiße Hand, die eher einer Frau gehören konnte, schob lässig die Banknoten auf den Spieltisch. Gisa Gisbert fühlte ihr Herz bis an den Hals schlagen. Die Stimme des Croupiers schreckte sie aus ihrer Betäubung. Dann setzte sie ein Bündel Scheine und gewann — — gewann, wie seit den zwei Tagen fast ständig. Nervös raffte sie ihr Geld zusammen. Die Gesichter um sie her verschwammen, die Stimmen in den verschiedensten Sprachen schwirrten wie Fliegen um sie. Ihr unheimlicher Partner hatte sich erhoben. Die dunklen Augen brannten auf ihrem Gesicht, das spöttische Lächeln lag noch um seinen Mund. Zu ihr hin machte er eine kleine unauffällige Verbeugung, ehe er von dem Spieltisch zurücktrat. Gisa Gisbert atmete tief auf, als wäre sie von einem schweren Druck befreit. Sie knüllte die Banknotenpäckchen in ihr Handtäschchen, stand auf und ging durch die hellerleuchteten Säle. Der Diener legte ihr den pelzbesetzten Abendmantel um die Schultern. Der kühle Abendwind streifte wohltuend ihr heißes Gesicht. Langsam schritt sie die weißen Marmorstufen zum Garten hinunter. Eine Nachtigall sang in den blühenden Zweigen der Sträucher. Gisa Gisbert atmete den salzigen Hauch des Meeres. Sie fühlte, wie die Erregung in ihr abebbte. Sie blieb an der Ballustrade stehen, blickte über das dunkle Meer hinaus und hörte auf das eintönige Rauschen der Wellen, die sich unter ihr an den Felsen brachen.

Ein leichter Schritt knirschte im Kies. Gisa Gisbert fühlte die Angst in der Kehle. Sie starrte auf das Meer, schaute nicht zurück und spürte doch, daß jener Unheimliche hinter ihr stand.

Eine kalte Hand berührte ihren Nacken, kalt und feucht, wie der Leib einer Schlange.

„Ah, ma belle madame — —"

Gisa Gisbert schnellte herum und trat einen Schritt zurück.

„Unverschämter!"

Die unheimliche Spannung war gewichen, die Berührung des Mannes gab ihr die trotzige Abwehrkraft zurück, aber die Erregung zitterte in ihr. Der Mann lachte leise, spöttisch auf. Mit weicher, angenehmer Stimme redete er auf sie ein. Sie konnte dem klingenden Französisch nicht folgen. Sie hörte nur die Worte und ahnte ihren Inhalt.

„Was wünschen Sie von mir?" unterbrach sie ihn.

Er antwortete in gebrochenem Deutsch. „Sie haben mich zum Bettler — — zum Bittenden gemacht."

„Sie wollen das Geld zurück, das ich beim Spiel gewann?" sagte sie und faßte nach der Tasche, die sie am Arm hängen hatte.

Der Franzose wehrte entrüstet ab: „Mais non, laissez —" aber sofort verdolmetschte er sich selbst, „nein, lassen Sie, ich verliere ein Vermögen und gewinne es wieder. Ich verachte das Geld. Ich will Kostbareres gewinnen. Dich —!" und er sprudelte wieder schnell französische berauschende Worte.

Er hob den Arm und versuchte die Frau an sich zu reißen. Sie aber stieß ihn heftig zurück.

Sie wußte gar nicht, wie der kleine Revolver in ihre Hand gekommen war. Als sie die Tasche öffnete, um dem Mann das Geld zu geben, hatten ihre Finger den kalten Stahl berührt. Ein Spielzeug war ihr die kleine Waffe erschienen, aber jetzt in der Not war sie ihre Rettung. Sie hob den Arm: „Ich schieße, wenn Sie mich noch einmal zu berühren wagen!"

Er lachte das häßliche, spöttische Lachen. Deutlich meinte sie das verächtliche Lächeln in dem farblosen, blasierten Gesicht zu lesen.

„Oh, mon enfant!" Er streckte die Arme aus.

Wie ein kurzer Peitschenhieb knallte der Schuß. Der Mann taumelte vorwärts auf sie zu. Gisa Gisbert sprang entsetzt zurück. Da stürzte er lautlos zu ihren Füßen.

Einen Augenblick starrte sie entsetzt auf den leblosen schwarzen Körper. Ihr grauste und ein Zittern durchrann ihre Glieder. Irgendwoher meinte sie Stimmen zu hören. Langsam, Schritt für Schritt wich sie vor dem Toten zurück. Dann begann sie zu laufen. Sie hastete die dunklen Parkwege entlang und stand plötzlich in der blendenden Helle der elektrischen Lampen. Sie sah lachende Menschen und ging an ihnen vorüber durch das Parktor des Kasinos. Sie winkte einem Auto.

„Hotel l'Europe." Der Chauffeur öffnete den Schlag. Wie betäubt lehnte sie sich in die Polster und zog fröstelnd den Mantel um die Brust zusammen.

Die Lichter der Stadt hüpften an ihren Augen vorüber. Das Auto hielt. Die Wagentür wurde geöffnet. Gisa Gisbert schreckte aus ihrer Betäubung auf. Mühsam erhob sie sich und schritt durch das weite Portal an dem grüßenden Portier vorbei. Sie hastete über die weichen Teppiche hinauf. Als sie in ihrem Zimmer stand, befiel sie ein Schwindel und sie mußte sich an die Wand lehnen. Sie wagte nicht, den Lichtschalter zu berühren, als fürchtete sie das Licht. Aufstöhnend preßte sie die Hände gegen das laut schlagende Herz. Doch sie preßte die Lippen zusammen und schaltete das Licht ein. Der große Spiegel reflektierte das Licht des Kronleuchters. Zaghaft trat sie vor das Glas, um ihr eigenes

Spiegelbild zu sehen. Sie war erschrocken, als sie ihr blasses, eingefallenes Gesicht erblickte. Sie sah die Angst in ihren eigenen Augen. Und es war kein Spiel, wie so oft, — — es war die Angst, die nach ihrem Herzen griff. Feige war sie — feige! Die Frau warf den Kopf zurück. War sie nicht Gisa Gisbert, die große Künstlerin, die jeden Muskel ihres Gesichtes, jede Bewegung in ihrer Gewalt hatte?

Sie lachte und das Spiegelbild zeigte ihr lachendes Gesicht mit den schönen, blitzenden regelmäßigen Zähnen. Sie wandte sich vom Spiegel ab.

Einen Augenblick überlegte sie. Die Gedanken kreisten nur um einen Punkt: Fort! Fort, so schnell es ging, so schnell sie konnte! Doch nicht in dem dekolletierten Gesellschaftskleid! Sie ging an den Kleiderschrank, nahm ein geschlossenes Reisekleid heraus und zog es hastig an. Sie schellte nach dem Portier.

„Die Rechnung, bitte! Ich muß abreisen."

Der Mann machte ein erstauntes Gesicht. „Madame werden den Nachtzug um 1 Uhr 15 benutzen? Madame haben bis dahin noch zwei Stunden Zeit."

Sie war ganz die große, beherrschende Dame.

„Die Rechnung bitte sofort!"

Der Portier verbeugte sich stumm und eilte hinweg.

Sie legte die nötigsten Toilettengegenstände in den kleinen eleganten Handkoffer. Dann schloß sie das Schubfach ihres Schreibtisches auf. Da lag der Spielgewinn des gestrigen Abends — ein Vermögen. Sie warf die Notenbündel in den Handkoffer, — wie die Beute eines Raubmörders erschienen sie ihr. Am liebsten hätte sie die Scheine weit von sich geschleudert, aber sie kannte den Wert und die Macht des Geldes.

Es klopfte. Schnell schloß Gisa Gisbert den Koffer und barg den Schlüssel in ihrem Kleide. Der Portier übergab ihr die Rechnung. Sie warf einen kurzen Blick darauf und schob dem Manne einige Geldscheine hin, die sie ihrem Handtäschchen entnommen hatte.

„Madame irren sich!"

Sie winkte mit einer lässigen Handbewegung ab. „Besorgen Sie ein Auto!"

Der Mann verschwand. Gisa Gisbert stand einen Augenblick unschlüssig und überlegte. Maria Andreas! Sie würde erschrocken sein, wenn sie morgen erfuhr, daß sie abgereist sei. Schnell setzte sie sich an den Schreibtisch und schrieb ihrer Kollegin, daß sie wegen eines schweren Krankheitsfalles in ihrer Familie plötzlich von Berlin aus abgerufen worden sei. Sie bat, ihre Sachen nach Berlin nachzusenden, wünschte ihr weiter gute Erholung und legte einen größeren Geldschein in den Umschlag.

Der Portier meldete, daß das Auto bereitstände.

„Geben Sie, bitte, diesen Brief Fräulein Andreas und sorgen Sie, daß meine Sachen an meine Berliner Adresse nachgesandt werden."

„Sehr wohl, Madame!"

Er half der Dame in den schweren Automantel. Vor dem Spiegel zog sie die Mütze über das hellblonde Haar und schritt dann ruhig die Treppe hinab. Der Portier folgte ihr und trug ihren Koffer.

Der Chauffeur stand wartend am offenen Schlag.

„Zum Flugplatz!" befahl sie kurz.

Tief aufatmend fiel sie in die Polster zurück. Die gekünstelte Ruhe wich. Ein nervöses Zittern flog durch ihren Körper. Es war ihr, als müßte sie laut aufweinen.

Der Wagen jagte durch die Nacht. Ab und zu zuckten ein paar Lichter auf.

Der Wagen hielt vor einem großen Gittertor. Der Chauffeur riß den Schlag auf. „Der Flugplatz, Madame!"

Gisa Gisbert richtete sich ein wenig auf. Der weite Platz lag still in der dunklen Nacht. Aus einem Fenster eines langgestreckten Gebäudes oder Schuppens leuchtete ein Licht durch die Dunkelheit.

„Rufen Sie den Piloten herüber!"

Der Chauffeur zögerte.

„Beeilen Sie sich bitte!"

Der Mann sah die Handbewegung der Dame nach der Tasche, die ihr am Arme hing. Er kannte seine Leute und war sich eines reichlichen Trinkgeldes sicher.

Gisa Gisbert hörte nach einer endlosen Weile das lebhafte Gespräch einiger Männer, die näher kamen. Ein junger Mann trat neben dem Chauffeur an den Wagen und verbeugte sich vor der eleganten Dame.

„Ich wünsche ein Flugzeug nach Deutschland — — nach Berlin."

„Unmöglich, Madame, es ist kein überflüssiger Apparat auf dem Platze."

Sie fuhr auf. „Nichts ist unmöglich. Ich zahle, was Sie fordern."

„Es stehen vier Maschinen auf dem Platz, Madame, zwei der Gesellschaft, die morgen früh um acht nach Mailand und Marseille starten und zwei Privatflugzeuge", sagte der Pilot höflich.

„Und wenn es nur bis Zürich wäre!" Gisa Gisbert war kleinlaut geworden.

Der Mann schüttelte den Kopf.

Ein älterer Mann, wohl der Aufseher des Platzes, kam hinzu.

Gisa Gisbert konnte dem Gespräch der Männer nicht recht folgen. Sie sprachen ein mit französischen Brocken durchsetztes Italienisch.

Der Jünger wandte sich wieder in fließendem Französisch an die Dame.

„Der Aufseher meint, der deutsche Privatapparat werde morgen in der Frühe starten. Vielleicht, daß Sie Gelegenheit finden, mitzufliegen."

„In der Frühe? Nein, ich muß sofort fliegen!"

Die Männer berieten wieder unter einander.

„Der deutsche Pilot wohnt im Flugplatzhotel. Wenn Madame selbst mit ihm sprechen wollen!"

Ein Hoffnungsstrahl leuchtete in ihr auf.

„Fahren Sie mit zum Hotel, bitte, und helfen Sie mir, den Herrn zu finden." Sie reichte dem Piloten einen Geldschein. Etwas verlegen nahm er ihn und stieg ein. Das Auto brachte sie schnell zum Hotel.

Es war ein bescheidenes Haus, nur wenige Minuten vom Platz entfernt.

Gisa Gisbert wartete in dem schlecht erleuchteten Vestibül, während der Pilot mit dem Hausdiener verhandelte. Sie saß allein in dem Korbsessel und wartete. Endlos schienen ihr die Minuten, die nächtliche Stille lastete auf ihr. Die Angst kroch in ihr hoch, sie lastete wie eine Faust an ihrem Hals. Stimmen und Tritte auf der Treppe ließen sie emporschrecken. Gefolgt von dem Piloten und dem Hausdiener schritt ein großer, schlanker Herr die Treppe herab, eine Zigarette zwischen den Lippen, die Hände lässig in den Taschen seines Rockes vergraben. Gisa Gisbert erhob sich. Der deutsche Pilot kam auf sie zu.

„Sie wünschen mich zu ungewöhnlicher Zeit zu sprechen, gnädige Frau?" fragte er in fließendem Französisch.

Sie starrte ihm ins Gesicht, sie hob die Hände zitternd in freudiger Erregung: „Dr. Willfeld!"

Der Pilot maß sie mit einem erstaunten Blick.

„Ich weiß nicht, wie ich zu der Ehre Ihrer Bekanntschaft komme", sagte er kühl.

„Vielleicht, daß ich in den sechs Jahren eine alte Frau geworden bin", antwortete sie in deutsch, „aber wenn ich Ihnen meinen Namen nenne — Gisa Gisbert."

„Gisa Gisbert? Die Filmschauspielerin? Daher erscheinen Sie mir bekannt. Ich mag Ihr Bild in einer illustrierten Zeitung gesehen haben."

Es war etwas Abweisendes in dem Wesen des Mannes. Wollte er sie nicht wiedererkennen?

„Nein, ich vergaß, unter diesem Namen haben Sie mich nicht gekannt, Herr Doktor. Ich hieß damals Gisela von Benkendorf und war Haustochter in der Familie Ihres Herrn Onkels."

„Ach — das sind Sie, nun weiß ich, wo ich Sie in meinem Gedächtnisse unterbringen muß! Mein italienischer Kollege sagt, sie wollten so schnell wie möglich nach Berlin zurück. Ich starte morgen früh um 6 Uhr. Die Kabine ist frei, Sie können mitfliegen."

„Dann ist es vielleicht zu spät! Fliegen Sie sofort!"

Dr. Willfeld schüttelte unwillig den Kopf. „Ich habe keine Veranlassung, einen Nachtflug über die Alpen zu riskieren."

„Und meine Bitte vermag Sie hierzu nicht zu bewegen, Herr Doktor?"

„Suchen Sie eine Sensation, gnädige Frau?“ fragte er mit leisem Spott.

„Nein, bei Gott!“ rief sie erregt und trat ganz nahe an ihn heran. „Helfen Sie mir, Dr. Willfeld, retten Sie mich!“

Sie senkte den Kopf unter dem prüfenden Blick dieser grauen Augen. Wäre der Mann ein anderer gewesen — ja dann hätte sie ihm Geld geboten, aber so — —

Eine tiefe Falte lag zwischen seinen Brauen.

„Gut, ich werde fliegen“, sagte er ruhig

„Herr Doktor!“ Sie jubelte wie ein Kind

Dr. Willfeld wandte sich an den Hausdiener und befahl seinen Koffer zum Flugplatz zu bringen.

„Warten Sie einen Augenblick, ich bin sofort fertig.“

Er eilte die Treppe hinauf.

Für die Ungeduld der Frau war die kurze Zeit, bis er in seinem Pilotenanzug zurückkehrte, unsagbar lang. Stumm schritt sie neben dem Manne zum Flughafen.

(Fortsetzung folgt.)

Wir füttern eine Würgeschlange.

Unbekanntes — von einem Raubtierwärter erzählt.

Von R. H. Boenicke.

Einige Stunden von der Stadt entfernt liegt die große Tierhandlung, deren Besitzer Raubtiere aus Indien, Afrika und Australien bezieht und dessen Personal über die zweckmäßige Behandlung wilder Tiere am besten unterrichtet ist. Ich mache ihr einen Besuch.

„Der Grund, weshalb ich komme“, eröffne ich das Gespräch, „ist dieser: In einer Kopenhagener Zeitung las ich, daß der Wärter des großen Elefanten im dortigen Zoo wegen Mißhandlung entlassen wurde. Die Mißhandlung wurde in einigen Peitschenhieben entdeckt. Vor dem Arbeitsgericht machte der Entlassene zu seiner Verteidigung geltend, daß der Direktor des Zoo doch sonst nicht so empfindlich sei, denn er füttere z. B. die große Würgeschlange mit lebenden Schweinen, die ahnungslos in den Käfig geschlossen werden. Können Sie mir etwas über solche Fütterung erzählen?“

„Daß die Riesenschlangen mit lebenden Schweinen gefüttert werden, kommt in den zoologischen Gärten der Welt oft vor“, lautet die Antwort, „und es ist keine Frage, daß sich manchmal ein blutiges Drama im Schlangenkäfig abspielt. Dafür genügt einer Schlange aber oft die einmalige monatliche Fütterung.“

„Mit was füttert man kleine Schlangen?“

„Mit lebenden Mäusen“, antwortet der Tierpfleger, „und das Merkwürdige ist, daß die Schlangen Abwechslung in der Farbe lieben. Deshalb gibt man einmal weiße, einmal schwarze Mäuse.“

„Merkt die Maus, was mit ihr gespielt wird?“

„Nein“, erklärt der Mann, „denn die Schlange packt sie mit einer derartigen Schnelligkeit, daß der Vorgang nicht zu verfolgen ist. Leute mit der Stoppuhr haben die dazu benötigte Zeit auf eine halbe Sekunde geschätzt.“

„Wird die Maus beim Hinunterschlucken zerkaut?“

„Nein, das verschluckte Tier liegt im ganzen Zustand im Magen der Schlange, deren Kropf solange gewaltsam auf und ab rutscht, bis alles restlos verdaut ist, in diesem Falle buchstäblich mit Haut und Haar.“

„Füttert man die Riesenschlange außer mit lebenden Schweinen auch mit anderen Tieren?“

„Gewiß, z. B. mit Kaninchen, Meerschweinchen, Hühnern und Gänsen. Verschiedentlich hat man versucht, die Kolossalschlangen zu täuschen, indem man ihnen totes Vieh vorsetzte. Eine Zeitlang kann so etwas gut gehen.“

„Wie ist das möglich?“ fragt der Zeitungsmann.

„Indem man den Kopf der Tiere auf einem dünnen Draht befestigt, der in Schwingung gerät und pulsierendes Leben vortäuscht. Die Schlange packt mit derselben Blitzschnelle ihr Opfer und läßt es im Rachen verschwinden. Ich kenne aber einen Fall, in dem die Riesenschlange so gewitzt war, daß sie den Trick bald durchschaute und solange einen Hungerstreik in Szene setzte, bis sie wieder lebendes Futter erhielt.“

„Womit füttert man andere bekannte Tiere?“

„Sie können damit rechnen, daß ein Zehntel bis ein Fünftel der Einnahmen eines Zoologischen Gartens für die Fütterung draufgeht“, lautet die Antwort, „der größte Posten ist Pferdefleisch, bis zu 100 000 Pfund jährlich ‚und dann Heu von 200 000 bis 350 000 Pfund. Ein Elefant frißt allein 100 Pfund Heu und ähnliches pro Tag, nicht mitgerechnet Rüben, Melasse, Kalk usw. Der Spaß stellt sich auf vier bis fünf Mark.“

„Ist Menschenaffen-Fütterung teuer?“ frage ich.

„Nicht gerade billig“, kommt die Antwort des Wärters, „morgens um sieben kriegt der noble Herr Tee, Zucker, Brot, Hafersuppe, Honig und Eier, zum Mittag eine leckere Fruchtmahlzeit aus Bananen, Weintrauben, Apfelsinen, Datteln, Äpfeln, Birnen, Zitronen und Reis, und zum Abendbrot gibt es Tee mit Brot. Kleine Affen hingegen fressen Mais, Weizen, Kartoffeln und gelbe Rüben. Das Publikum sollte sich bei ihnen in acht nehmen und nichts in die Käfige werfen, denn manche Affen fressen buchstäblich alles, was ihnen in die Finger kommt, selbst Spiegelsplitter, Rasierklingen und brennende Zigarettenstummel. Übrigens vergessen die Leute ebenso oft, daß Bären — mit Ausnahme von Eisbären — strenge Vegetarier sind.“

„Es würde interessant sein, einmal von Ihnen zu hören, wieviel Fleisch Löwen, Tiger und ähnliche wilde Tiere verzehren“, bemerkte ich zum Raubtier-Wärter, der jetzt gerade auf so einen Käfig lossteuert.

„Löwen und Tiger fressen 15 bis 16 Pfund Fleisch pro Tag“, erklärt der Mann, „aber das klingt nur viel und ist gar nichts gegen die verfressene Hyäne, die bis zu 60 Pfund Fleisch verdrücken kann! Raubvögel fressen tote Vögel mit allen Federn drum und dran. Sie lieben das so und wären mit dem einfachen Fleisch nicht zufrieden.“

„Sehr gut“, sage ich, „doch wie füttern Sie nun z. B. insektenfressende Vögel?“

„Für sie gibt es höchst raffinierte Spezialmenus“, lacht unser alte Kenner und Führer, „und zwar ein Gemisch von Ameiseneiern, Rosinen, Muskatfliegen aus Mexiko, Fleisch, Brot, Hanfsaat, geriebenen Äpfeln, und das Ganze durchtränkt mit Rübensaft. Eine delikate Mischung, wie Sie sehen!“

Ich muß lachen. „Und welches Tier stellt sich als billigster Pensionär?“

„Der Hirsch“. ist die Antwort, „er benötigt außer dem, was er sich selbst zusammensucht, nur Gerbsäure. Bei ihm werden Sie wohl kaum von einer grausamen Fütterung reden können, wie bei der Würgeschlange.“

Nein, wahrhaftig nicht, und damit ist unser Besuch beim Raubtierwärter beendet.

Ich stürze ab . . .

Eine Fliegererinnerung von Reinhold Otte.

Ich weiß es noch wie heute: es war ein windstiller, grauer Nachmittag und ich war ganz allein in der Luft, damals 1913, über dem sonst so belebten Flugplatz Johannisthal.

Es war mein sechster Alleinflug. Ich wollte mal hoch hinauf, — nicht immer nur so in Zeppelinhallenhöhe um den Platz kreisen.

Aber was war denn heute nur los! Meine „Taube“ flog ja miserabel. Eine ganze Weile schon ziehe ich am Höhensteuer, ziehe und ziehe, aber die Kiste will durchaus nicht steigen. Sie reagiert auch nicht mehr so richtig auf das Seitensteuer, der Motor läßt langsam nach, — wie eine reife Pflaume hänge ich schließlich am Himmel.

Mir wird immer unbehaglicher zu Mute. 300 Meter war ich schon mal hoch — jetzt sind es nur noch 200, also sinke ich bei voll laufendem Motor — da stimmt doch etwas nicht! Wenn ich nur wüßte, was!

Mitten über dem Platz, wo ich eigentlich gar nicht hin wollte, fasse ich plötzlich den Entschluß: Gas weg und runter! Ich reiße den Hebel zurück, der Motor verstummt und ich erwarte — selbstverständlich — daß die Maschine sich jetzt sanft vornüber neigt und der Gleitflug beginnt.

Aber was ist das schon wieder! Es geht ja rückwärts hinunter! Verflucht nochmal! Was mach' ich jetzt? Tiefensteuer, um die Maschine doch noch vornüber zu zwingen? Völlig wirkungslos! Plötzlich weiß ich's — wie ein Stich durchzuckt es mein Herz — gar nichts kann ich machen: ich stürze!

Meine Augen starren in die Tiefe. Sonderbar, der grüne Teppich da unten steht ja ganz still. Sonst saust er doch immer so unter der Maschine hinweg. Ich muß also ziemlich senkrecht von oben kommen. Und wie rasend schnell die Erde auf mich zu stürzt! Jetzt dreht sich das Flugzeug nach links über den Flügel, will sich gerade auf den Kopf stellen, da . . . . krachts und schon fliege ich im hohen Bogen durch die Luft, ins Gras, überschlage mich einige Male und bleibe regungslos liegen.

Das erste was ich — nach Sekunden — denken kann, ist: tot oder auch nur bewußtlos bist du nicht! Was aber ist sonst geschehen? Armbruch? Beinbruch? Läuft irgendwo Blut? Ich probiere ruhig liegenbleibend erst den linken, dann den rechten Arm, dann das eine Bein und das andere. Scheint ja alles ganz zu sein. Schmerzen? Auch keine. Ich befühle Gesicht und Kopf. Nirgends Blut. Also alles in Ordnung.

Das Flugzeug? Wenn ich es sehen will, muß ich mich umdrehen. Noch im Liegen wende ich langsam den Kopf. Ach du meine Güte, das ist ja ein schöner Bruch! Fast senkrecht und reichlich zerknittert stehen die Flächen im Gras, der Motor muß tief im Boden stecken oder vollständig weggebrochen sein. Der Rumpf ragt gen Himmel, ist aber in der Mitte auseinandergeborsten, der Schwanz mit den Steuerflächen neigt sich traurig zur Erde, ein Fahrgestell scheint überhaupt nicht mehr vorhanden zu sein. Wie bist du nur aus diesem Trümmerhaufen unverletzt herausgekommen?

Jetzt sehe ich in die Runde. Von allen Seiten — aber noch entfernt — kommen sie angelaufen. Ganz kleine, eifrig strampelnde Männerchen. Ich denke: so zu rennen brauchen sie ja nun nicht. Ich bin ja heil, und mit dem Trümmerhaufen ist's nicht so eilig. Also stehe ich auf und winke. Sie begreifen sofort: wie auf Kommando geht alles im Schritt.

Es dauert noch ein Weilchen, dann kommt — ganz außer Atem — als erster mein Fluglehrer an. Ich gehe ihm einige Schritte entgegen. Stumm drückt er mir die Hand. Sagt vorläufig kein Wort. Andere kommen, bestaunen erst den Trümmerhaufen, dann mich. Gratulieren mir. Anordnungen werden getroffen, um die traurigen Reste fortzuschaffen.

Wir wandern zurück durch das Gras auf unseren Schuppen zu. Mein Fluglehrer geht neben mir. Endlich gewinnt er die Sprache wieder: „Aber nun sagen Sie mir bloß, wie konnten Sie mir das antun? Gerade Ihnen hätte ich so 'was ja nie zugetraut. Wir sahen das Unglück ja kommen. Schön haben Sie mich blamiert!"

„Aber wieso denn? Habe ich denn 'was verkehrt gemacht?"

„Und da fragen Sie noch? Sie haben die Kiste doch dauernd überzogen und wie überzogen. Die mußte ja schließlich nach hinten abrutschen. Daß Sie das aber nicht rechtzeitig gemerkt haben! Sie brauchten doch nur etwas mit dem Höhensteuer nachzugeben und schon war alles in Ordnung. Jetzt haben wir den Totalbruch!"

Plötzlich war mir alles klar! Ich Dummkopf! Ohrfeigen hätte ich mich können! Eine Wut hatte ich plötzlich. Zugleich aber empfand ich doch starke Freude. Das ganze Unheil war also nur die Folge eines fliegerischen Fehlers, den ich jetzt eingesehen hatte. Ein zweites Mal wird mir das nicht wieder passieren. Mein Selbstvertrauen war wieder da, alle Zweifel endgültig beseitigt.

Am Schuppen angelangt, wollte ich mich in eine andere Maschine setzen, wollte sowohl meine wie die Ehre meines Fluglehrers wieder herstellen. Mein Lehrer aber nahm mich am Schlafittchen und meinte: „Nee, mein Lieber. Für heute genügt der Bruch von vorhin. Seien Sie froh, daß wir keinen Kranz zu kaufen brauchen!" — Und damit hatte er ja schließlich auch recht.



Bunte Chronik



Der Tiger als Haustier.

Der Londoner Zoologische Garten hat einen neuen Gast bekommen, eine zahme Tigerin, das Geschenk einer englischen Familie, die jahrelang in Indien gelebt hatte. Die Familie eines englischen Verwaltungsbeamten in Indien hatte die Tigerin als ganz junges Tier gekauft und mit großer Liebe aufgezogen. Das Raubtier wurde so zahm, daß es frei im Hause herumlaufen konnte und seinen Herrn sogar auf Spaziergängen begleiten durfte. Wie ein treuer Hund lief die Tigerin dann neben ihrem Herrn her, jagte manchmal in großen Sprüngen voraus, gehorchte aber sofort jedem Zuruf. Ihr Ruhelager befand sich im Schlafzimmer neben dem Bett ihres Herrn. Wenn Fremde kamen, wurde das zahme Raubtier an die Leine genommen, doch es zeigte sich stets so friedlich und ließ sich ruhig anfassen und streicheln, daß auch diese Vorsichtsmaßnahme bald nicht mehr nötig war. Sogar auf Autofahrten nahm der Engländer das seltene Haustier mit. Vor kurzer Zeit mußte die Familie jedoch nach England zurückkehren. Die Tigerin wurde mitgenommen und überstand die lange Seereise sehr gut. Da es in London natürlich nicht möglich ist, das treue Raubtier in der Wohnung zu behalten, wurde es dem Zoo überwiesen. Zum ersten Mal in ihrem Leben wurde die Tigerin in einen Käfig gesperrt. Sie zeigte sich zu Anfang sehr bösartig, da ihr diese Behandlung unverständlich war. Der Geruch fremder Raubtiere und das Gebrüll eines im Nachbarkäfig untergebrachten Löwen versetzten sie in zitternde Angst. Auf den Wunsch ihres Herrn bekam sie einen geräumigen Sonderkäfig. Allmählich hat sie sich an die veränderte Umgebung gewöhnt und erwartet sehnsüchtig die täglichen Besuche ihres Herrn.

Der „Kurzschluß-Käfer".

Bei den Postverwaltungen der amerikanischen Staaten laufen schon seit längerer Zeit Beschwerden über Störungen in der Telephonleitung ein. Häufig wurden Verbindungen unterbrochen, die Apparate außer Betrieb gesetzt, und die Teilnehmer schrieben mehr oder weniger grobe Beschwerdebriefe an die Post. Bei der Untersuchung der Telegraphenleitungen stellte sich heraus, daß die Störungen fast in allen Fällen durch Kurzschluß hervorgerufen wurden. Bei der Suche nach der Ursache des Kurzschlusses endeckte man in den Bleischutzdecken, die die Telephondrähte schützen, winzige Löcher. Durch diese Löcher drang Feuchtigkeit in die Kabel ein und führte Kurzschluß herbei, was jedesmal eine empfindliche Störung und damit verbunden auch eine finanzielle Schädigung zur Folge hatte. Wo kamen aber nun die Löcher in die in die Bleischutzdecken her? Man stellte als Übeltäter endlich eine bestimmte Käferart fest, die imstande ist, jede Beltmischung zu durchbohren. Der „Kurzschluß-Käfer" ist also an den zahlreichen Störungen schuld. Es ist jetzt Aufgabe der Postverwaltung, ein geeignetes Mittel zur Unschädlichmachung dieser Käfer zu finden.



Lustige Ecke



Er kennt sich aus.

„Herr Doktor, meiner Frau tut der Mund weh und mir der Rücken."

„Dann sollten Sie Ihre Stammtischabende nicht mehr so lange ausdehnen, Herr Plinz."

Grobian.

„Wenn ich Unrecht habe, schenke ich Ihnen meinen Kopf."

„Sie schätzen sich sehr richtig ein: kleine Geschenke erhalten die Freundschaft."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.